Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-30945-0

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

José Ovejero

Erzähl mir noch einmal von Havanna

Roman

Aus dem Spanischen
von Lisa Grüneisen

Scherz

Ähnlichkeiten mit der Realität
sind ebenso unvermeidlich wie erwünscht.
Dies gilt ebenso für die Unterschiede.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
«Añoranza del héroe» bei Ediciones Destino, Barcelona.

Erste Auflage 1999
Copyright © José R. Ovejero, 1997
Alle deutschsprachigen Rechte
beim Scherz Verlag, Bern, München, Wien.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Aaaaaaaaaaaah. Seine Seele war eine offene Wunde.

Aaaaaaaaaaaah. Seine weit aufgerissenen Augen in anbrandender Angst verdreht. Seine Pupillen geweitet, um Vergangenheit und Zukunft, alle Niederlagen zu erfassen. Die Haut in unendlichem Grauen gesträubt.

Jäh brach der Mond hinter einer Wolke hervor und ertappte ihn, als er gerade aus dem schützenden Schatten eines Wollbaums treten wollte. Der Mond mit seiner leichenfahlen Haut, seinen aschegrauen Augen. Der Mond, dieser Spion, der seine Bewegungen überwachte und ihn Nacht für Nacht verfolgte, gierig und geduldig wie die zerzausten Truthahngeier, stets in unerreichbarer Ferne, hinterhältig, komm doch her, wenn du dich traust, meine Zähne werde ich dir ins Fleisch schlagen, mit den Fäusten werde ich dich in den Schlamm bohren, hör auf, über meinem Kopf zu kreisen, du Geier, du Phantom. Doch er beobachtet ihn nur, unerreichbar, mit seinen toten Augen, seinen Augen voll kalter Unendlichkeit. Und erneut packt ihn das Entsetzen.

Er wälzt sich herum wie ein tollwütiger Hund, mit einem Satz springt er auf, läuft halluzinierend den Hang hinunter, flüchtet fast vor sich selbst. Er schlägt Haken, prallt dabei gegen unsichtbare Baumstämme, stürzt sich auf allen vieren in ein dichtes Labyrinth von Marabusträuchern, die ihm wütend die Haut zerfetzen, so als haßten sie ihn wirklich. Als er nicht mehr weiterkann, rollt er zum Fluß hinunter, doch die sanfte Berührung des Wassers lindert seinen

Schmerz nicht, sondern scheint ihn im Gegenteil noch anzustacheln.

Aaaaaaaaaaah. Schaum vor dem Mund, klettert er den Hang wieder hinauf, langsamer jetzt, der Kopf baumelt vor den Schultern, seine Schritte sind mühsam, behindert vom feuchten Lehm, er weiß nicht mehr, wer er ist. Geschwächt lehnt er sich gegen die stachlige Rinde eines Ayúabaumes, reibt sich an ihr in dem Wunsch, der Schmerz möge ihn wieder zu sich bringen. Erschreckt sieht er das Blut durch sein Hemd sickern und riecht den durchdringenden, süßlichen Geruch nach Harz, Lehm und Schweiß, der mit dem Blut selbst auszuströmen scheint. Schmerz ausschwitzend, geht er weiter.

Mit den schon gefühllos gewordenen Händen die Dornen zerteilend, die ihm den Weg versperren, kämpft sich Neftalí Larraga durch das Gestrüpp. Manchmal hebt er den Kopf, um sich zu vergewissern, daß man ihm nicht folgt. Als er in undurchdringlicheres Dickicht gelangt, läßt er sich fallen, das Gesicht himmelwärts gewandt – nun, da der Mond ihn nicht sehen kann –, und bleibt ausgestreckt liegen wie eine kaputte Puppe. Die Nacht ist hier dunkler, schützender. Niemand sieht Neftalí Larraga. Einzig eine Majá könnte sich zu seinem Schlupfwinkel schlängeln, um ihn aus winzigkleinen Augen zu beobachten. Nachdem er aus Spanien Kreuzotter und Sandviper kennt, hat Neftalí vielleicht schon vergessen, daß die Schlangen auf Kuba nicht giftig sind; oder vielleicht erinnert er sich, auch inmitten des Grauens, der Bedürfnisse des Magens: Seine Hand umschließt den Knauf der Machete, und lauschend bleibt er liegen, denn sein Gehör, daran gewöhnt, die lauernden Feinde aufzuspüren, wäre imstande, das rauhe Gleiten der Majá auf der Erde auszumachen, selbst die Blätter, die ihre Schuppen streiften, würde er hören. Doch er ist nur umgeben von den leblosen Stimmen der Pflanzen, dem zerstreuten Seufzen des Windes, dem rauhen Monolog des Gebirgsbaches. Neftalí erschlafft, seine Gesichtszüge entkrampfen sich, aaaaaaaaaaah, stöhnt er ganz leise in sich hinein, wie ein Gurren klingt es, so als tröste es ihn, die Stimme des einzigen lebenden Wesens zu hören, die

in dieser abgelegenen Gegend ertönt, aaaaaaaaaaah, stöhnt er noch einmal erleichtert, bevor er sich in einer dunklen Nachtwache stiller Halluzinationen verliert.

Die Nächte brachen plötzlich, heimtückisch fast über ihn herein. Sie überraschten ihn, wie er schlaflos, trunken von Erinnerungen und Ängsten unter irgendeinem Gestrüpp kauerte, wo er, Zuckerrohr kauend, darauf wartete, sein Versteck verlassen zu können. Er beneidete die Maulwürfe, denen die Erde Schutz gewährte und die in ihrer Blindheit bis zum letzten Moment vom Anblick des Todes verschont blieben.

In den Ortschaften im Westen der Sierra de Cristal begann man sich Geschichten zu erzählen über ein Wesen mit weißlichen, blinden Augen und schwarzvioletten Leichenlippen, das lange heimliche Unterredungen mit den Hunden führe, und es hieß, daß sie zusammen durch die Nacht streiften, während die Hunde ihm leise und unterwürfig heulend dunkle Geheimnisse mitteilten. Der Herr der Hunde, so versicherte man, sei ein Schatten, der keinen Schmerz kenne. Wenn die Kinder sich weigerten, den Malangabrei aufzuessen, drohten die Mütter, daß der Herr der Hunde käme, und paß nur auf, mein Sohn, der nimmt die ungehorsamen Kinder in das Land mit, aus dem er kommt, und das, mein Kleiner, ist ein Land, in dem es keinen Schlaf gibt – so ahnten sie mit mütterlicher Intuition –, und die einzige Pflanze, die dort gedeiht, ist die der Angst, und dann kannst du sehen, wo du bleibst.

Und wonach schmeckt die Pflanze, Mama?

Ich weiß nicht, Kind, ich habe sie nie probiert, aber nach dem, was man so erzählt, hat sie dicke, pelzige Blätter, die an der Zunge klebenbleiben und bitter schmecken wie Galle, pfui, und die Samen sind spitze Körner, stell dir vor, wenn du die kauen willst, bleiben sie zwischen den Zähnen stecken und bohren sich ins Zahnfleisch, das dann zu bluten anfängt wie verrückt, und es blutet immer weiter, daß du dich nicht mehr traust, den Mund aufzumachen und auch nur Jessesmaria zu sagen.

Es stimmte, daß ihn eine gewisse Komplizenschaft mit den

Hunden von den Gehöften verband, die ihn am Geruch erkannten und nicht anschlugen, wenn sich Neftalí, wahnsinnig vor Hunger, in der Nähe bewohnter Gegenden herumtrieb. Auch die Unterhaltungen mit den Hunden, die man ihm nachsagte, waren nicht aus der Luft gegriffen: Voller Dankbarkeit für diesen warmen Atem, mit dem sie ihn empfingen, ging Neftalí auf alle viere, küßte sie, ließ sich beschnüffeln, und er hatte sich angewöhnt, leise Seufzer auszustoßen, die von den Hunden aufgeregt und zufrieden in einer Sprache aus verhaltenem Gebell erwidert wurden, mit Klagen über dieses Hundeleben, mit komplizenhaftem Knurren. Es gab einen, eine Mischung aus Windhund und mehreren Generationen von Bastarden, der ihn auf dem Rückweg zumindest ein Stück begleitete, zunächst aufgeregt und glücklich, wobei er heftig mit dem Schwanz wedelte und lautlos – als wisse er um das Verbotene – um Neftalí herumsprang, dann argwöhnisch und verängstigt, je weiter sie sich vom Dorf entfernten, bis er sich schließlich mit einem leisen Bellen von seinem sonderbaren Freund verabschiedete und mit den übrigen Hunden zurücklief.

Darüber hinaus waren die Hunde eine unschätzbare Hilfe für Neftalí, indem sie ihn schon von weitem warnten, wenn Fremde zu den Feldern und Gehöften kamen; im bewaldeten Gebirge war es der Häher, der ihn darauf aufmerksam machte, daß Fremde in der Nähe waren. Er glaubte, unterscheiden zu können, wann ein Bellen einem anderen Hund galt und wann einem Menschen, und wenn das Gebell länger anhielt als gewöhnlich, interpretierte Neftalí dies als das Eintreffen einer Truppe, verließ sein jeweiliges Versteck – dort, wo ihn sein stilles Delirium gerade überkommen hatte – und zog sich wieder in die Tiefe der Marabusträucher zurück. Wenn die Zeit drängte, kletterte er auf den erstbesten, mit Curujey und Lianen überwucherten Baum, um sich in seinem dichten Schutz zu verbergen. Aber sein wahres Zuhause war das Unterholz. Zum Schutz vor den sommerlichen Wolkenbrüchen hatte er sich dort in dieser Welt zwischen den dichtgebündelten Säulen, mit denen sich der Jagüey in der Erde verwurzelt, in einem unweg-

samen Dickicht aus Guaco, Seifenbäumen und Dornbüschen, einen Unterstand errichtet. Dieser bestand aus einem halbverfaulten, als eine Art Stützpfeiler in die Erde gerammten Baumstamm, aus dünnen Wänden aus Reisiggeflecht und einem Dach aus Palmstroh, das er selbst von einer Königspalme gehackt hatte und das er später mit einer Decke aus geteertem Segeltuch verstärkte, das er in einer verlassenen Hütte gestohlen hatte.

Dorthin zog er sich tagsüber zurück, bis er, als er eines Morgens zu seinem Unterschlupf zurückkehrte, den Kadaver einer Katze fand. Neftalí rührte ihn nicht einmal an. Nachdem er lange bei ihr gewacht hatte, um sich zu vergewissern, daß sie tot war, verließ er angewidert diesen Platz, der nun nicht mehr der seine war, und schlug sein Lager an einer anderen undurchdringlichen Stelle im Unterholz auf. Doch noch in derselben Nacht kehrte er zurück, um den Kadaver zu beobachten, mit einer angespannten Faszination, die ihn, begleitet von lautem Zähneklappern, plötzlich überkam. Es schien keine Wildkatze zu sein, sondern eine Hauskatze, ein gewöhnlicher grauer Kater, der dorthin gekommen war, um aus freiem Willen zu sterben, denn Neftalí sah keine Anzeichen von Blut oder Spuren. Am ersten Tag sah die Katze aus, als schliefe sie. Am zweiten begann sie sich aufzublähen, als bildete sich in ihrem Bauch eine riesige Kugel aus Würmern. Dann vergaß er sie eine Nacht. Als er wieder nach ihr sehen ging, war die Katze völlig in sich zusammengefallen. Abgesehen vom Kopf, der noch seine Form bewahrte, war der Rest nur noch durchnäßtes, an der Erde festgeklebtes Fell. In diesem Zustand blieb sie mehrere Tage lang. Da schien es Neftalí, als sei der Tod unabänderlich, und er hörte auf, den Ort aufzusuchen. Nur manchmal ging er nah genug heran, um die Lichter sehen zu können, die in windstillen Nächten über dem Kadaver tanzten. Es waren die Träume der Katze, die sich auflösten.

Neftalí war zwar von Sinnen, aber kein Dummkopf, und er eignete sich schnell die Fähigkeiten an, die ihm zwar keinen Überfluß und keine Ruhe brachten, aber doch das Überleben

sicherten. Gewiß, er war in der Central Preston großgeworden, umgeben von Meer und Zuckerrohrfeldern, unter den Arbeitern in der Fabriksiedlung, und das Leben im Gebirge war ihm fremd. Deshalb ging er an Jamswurzeln und wildem Malanga vorbei, ohne sie zu erkennen; er brachte es nie zuwege, eine Waldratte mit einer Schlinge zu fangen, auch wenn er sie manches Mal, die Machete in der Hand, verfolgt hatte, entweder quer durchs Dickicht oder in eine Baumkrone hinauf, aus der die Ratte immer flinker hinuntersprang als er. Er wußte nichts vom Nährwert der Ölpalme, er erkannte die Fährte und den Geruch des Wildschweins nicht. Nur durch schmerzhafte Erfahrungen mit dem Gift einiger Pflanzen lernte er, die eßbaren von den giftigen zu unterscheiden. Es dauerte Wochen, bis er entdeckte, daß die Rufe, die ihn erschreckten, nicht aus dem Mund eines Verfolgers, sondern aus dem Schnabel des Sperbers kamen. Und beinahe wäre er an einer heftigen Allergie gestorben, weil er in seiner Unerfahrenheit sein erstes Versteck neben einem Guaobaum errichtete; es vergingen einige Tage, bis er merkte, daß der giftige Schatten des Baumes die Ursache für das Jucken, die Schwellungen und die blutigen Beulen war. Krank, hungrig und verzweifelt, gelang es ihm trotzdem, in dieser Welt zu überleben, die nicht die seine war.

Obwohl in Selbstgespräche versunken und von Panikanfällen gepackt, ging er bei Anbruch der Nacht zu den Hütten hinunter, wobei er es vermied, sich dem Vieh zu nähern, das ihn hätte verraten können. Sein Augenmerk galt den Gärten; er stahl Bataten und Jamswurzeln, die er mit den Händen ausgrub; dann schaufelte er das Loch zu, verwischte sorgfältig seine Spuren mit einem Zweig oder indem er ein schweres, am Ende geknotetes Seil hinter sich herzog, damit es so aussah, als hätte eine losgerissene Kuh die Verwüstung verursacht, und verschwand im Gebirge. Den Eiern, Hühnern und Schweinen schenkte er lieber keine Beachtung, denn bei ihrem Verschwinden hätte man Alarm geschlagen, und mehr als die Verfolgung durch Söldner, die nichts von seiner Ergreifung hatten, fürchtete er einen Kampf mit Bauern, die um ihren kärglichen Besitz bang-

ten. Vor der Zuckerrohrernte suchte er häufig die Felder auf, und auch noch danach ging er zu den Pflanzungen hinunter, um die letzten Stengel auszureißen oder liegengebliebenes Zuckerrohr aufzusammeln. Er nagte an der Pflanze, bis ein mit Speichel vermischter Saft austrat, den er aufsog, um wieder zu Kräften zu kommen. Und weil er sich so häufig hinter Bäumen versteckte, entdeckte er schließlich die Wasserreserven in den Blättern des Curujey. Wenn ihn der Schüttelfrost packte, was in gewissen Abständen vorkam, überlegte er, daß er Salze und nahrhafteres Essen brauche, und unternahm einen langen Fußmarsch zur Küste, wo er mit einer gestohlenen Angelschnur Fische fing. Bei Flut und stürmischem Wetter fing Neftalí Meerbrassen; bei ablaufender Ebbe fischte er Sardinen, die er nicht aß, sondern als Köder für die anderen, schmackhafteren Fische mit reichlich Fleisch aufbewahrte. Wenn er meinte, genug Protein zu sich genommen zu haben, kehrte er in die sichereren, bewaldeten Zonen weiter oben im Gebirge zurück, und auf dem Weg sammelte er Guajavas, Sapotes, Papayas, Mangos, Avocados, Mispeln und Guanábanas, je nach Jahreszeit.

Er hätte sich auch in den Flüssen und Bächen der Sierra mit Fisch versorgen können; im steinigen Flußbett des Cabonico fing er mehr als einen Steinbeißer oder Graubarsch. Doch dort konnte er zwar seinen Hunger stillen, nicht jedoch sein einziges Laster befriedigen, den einzigen Zeitvertreib, für den er unnötige Risiken in Kauf nahm: Die durchsichtigen Krebse, schwerelose Seespinnenphantome, die in der Abenddämmerung die Strände in Besitz nahmen, übten eine schwer zu erklärende Faszination auf Neftalí aus. Obwohl sie nur nach Salzwasser schmeckten, legte Neftalí weite Strecken zurück, an Gehöften und Dörfern vorbei und durch Mangrovendickichte hindurch, wo ihn die Moskitos in eine schwarze, glühendheiße Wolke hüllten, er versteckte sich vor Gruppen von Arbeitern, die auf dem Weg zu den Zuckerfabriken und Minen waren, und wich Begegnungen mit den Bauern aus, ihren Blicken und ihrem wachsamen Gehör, um zu den Stränden bei Cayo Mambí zu gelangen. Im Sand ausgestreckt, der von jenem Mond, den

er nur hier ertrug, in weißes Licht getaucht wurde, lag er nachts stundenlang vor den Löchern auf der Lauer, die er im Sand entdeckte, reglos, um seine Anwesenheit nicht zu verraten, denn die Beute konnte die leiseste Erschütterung der Kieselkörnchen ausmachen. Seine Sicherheit, seine Bedürfnisse, jede Eile vergessend, wartete er mit unendlicher Geduld, daß das Tier vorsichtig seine Scheren am Rand seines Schlupflochs zeigte. Mit einer schnellen Bewegung zog er es heraus und steckte es sich in den Mund, während das Opfer noch zappelte, um dem heimtückischen Monster zu entkommen. Er kaute die dünne Schale, zermalmte dieses vielbeinige, unruhige Leben, schmeckte die Essenz des Meeres, die der Tod des Tieres absonderte, und spuckte irre kichernd die Reste aus. In diesen Momenten schien es fast, als reiße der Wahnsinn ihn auf immer mit sich.

Er lebte ständig mit der fixen Idee, daß die Armee ihn verfolge, obwohl er nicht einmal wußte, aufgrund welchen Verbrechens oder welcher politischen Verfehlung, und wünschte, er hätte eine Feuerwaffe, denn mit seiner kurzen Machete fühlte er sich den vielen Gefahren hilflos ausgeliefert. Doch als er dann Gelegenheit bekam, sich eine zu verschaffen, wußte er sie nicht zu nutzen. Eines Nachts – Neftalí lebte ausschließlich nachts, der Rest war nur Zittern und Phantasieren, ins Dickicht gekauert – entdeckte er bei einem seiner Streifzüge auf einer Lichtung ein flackerndes Lagerfeuer. An den Boden geschmiegt wie eine Schlange, blieb Neftalí in Deckung, weniger, weil er angreifen wollte, sondern weil er Angst hatte, eine Bewegung zu machen, die seine Anwesenheit verraten könnte. Vielleicht wollen sie das Gestrüpp anzünden, um mich auszuräuchern, sagte er sich, und für Sekunden überkam ihn das wilde, aufgestörte Entsetzen eines Tieres, das von den Flammen in die Enge getrieben wird.

Außer dem Prasseln des Feuers war kein Anzeichen menschlicher Anwesenheit zu erkennen. Erst nach einiger Zeit entdeckte er eine Gestalt, die an einem Baum kauerte, eingehüllt in eine braune Decke, die sie mit der Rinde des Baumes ver-

schmelzen ließ. Nachdem er die Umrisse einmal ausgemacht hatte, begann Neftalí weitere Einzelheiten zu erkennen. Es war zweifellos ein Soldat; so alleine und fernab jeder Garnison handelte es sich womöglich um einen Deserteur. Von weitem sah es aus, als versuchte er, seinen Kopf gegen einen Stock zu lehnen, in ein abstruses Spiel vertieft, vielleicht, um die Angst zu vergessen. Neftalí zog die Machete und begann auf ihn zuzukriechen, wobei er sich ihm von hinten zu nähern versuchte. Keinen Augenblick sah er in ihm einen möglichen Verbündeten, einen potentiellen Gefährten. Abgesehen von den Hunden war jedes Lebewesen ein Feind. Noch knapp drei Meter lagen zwischen ihnen. Der Soldat hatte sich nach vorne gebeugt. Plötzlich gab es eine Detonation, der Körper des Soldaten wurde mit Wucht nach hinten geschleudert, wobei er einen Bogen beschrieb, als suchte er überrascht hinter sich nach der Ursache des Knalls. Mit dem Gesicht nach oben blieb er liegen, das Gewehr neben sich, die geöffneten Augen auf Neftalí gerichtet, der Rest des Gesichts eine Masse aus Blut und versengtem Fleisch.

Er konnte die Waffe nicht nehmen. Neftalí rannte vor Angst laut schreiend davon, überzeugt, daß die Augen des Soldaten ihn erblickt hatten, bevor der Tod sie brach, und dieser Blick vom Rand des Jenseits würde ihn für den Rest seiner Tage verfolgen, ein Blick, der ihm mit unerträglicher Komplizenschaft sagte: Neftalí, wir sind tot. Wir sind tot.

Von einem Fieber getrieben, das jetzt keinen Augenblick mehr von ihm wich, stürzte Neftalí in eine abgrundtiefe, von schwarzem Beerentang durchzogene Nacht, immer tiefer verstrickt in ein Selbstgespräch, das ihn in ein auswegloses Labyrinth sinnloser Wörter trieb. Er spürte die betäubte Zunge, und betäubt waren die Augenhöhlen, in denen seine Augen hin und her rollten, Chamäleonaugen. Den Kopf unbeirrt geradeaus gerichtet, hielt Neftalí nicht länger Ausschau nach Soldaten, Gespenstern, bodenlosen Abgründen. Er steckte die Hände unter die Achseln, um dem Zittern Einhalt zu gebieten und sich nicht über seinen Zustand klarwerden zu müssen. Er über-

querte mehrere Hügel, halb nackt, die Füße blutig und vereitert. Er verirrte sich in einem fahlgelben, trügerischen Meer aus hohem Gras, das er heulend vor Wut verließ. Er hatte die Orientierung und die Hoffnung verloren. Er ging die ganze Nacht, und zum ersten Mal überschritt er die unscharfen Grenzen des Morgengrauens, bis die ersten Sonnenstrahlen auf seine blassen Gliedmaßen trafen. Ohne stehenzubleiben, um etwas zu essen, durchquerte er die Ausläufer der Sierra de Cristal; wieder wurde es Nacht, und wieder wurde es Tag. Viel später gelangte er, ohne es zu merken, in die Berge, die sich vor den Stränden vor Baracoa auftürmen. Seine Wanderung kannte weder Ziel noch Stunde. Er ging weiter, aus purer Angst stehenzubleiben, die Füße zum Laufen getrieben, um sich nicht schon dem Tod auszuliefern, denn die Bewegung war nahezu das einzige, was ihn daran erinnerte, daß er lebte. Doch beim Anblick des von einem starken Seewind gepeitschten Meeres, das die gerade aufgehende Sonne anbrüllte, die sich mühsam ihren Weg durch graue Gewitterwolken bahnte, hielt er mitten auf dem Pfad inne. Er verfluchte die Sonne, sie möge ein für allemal verschwinden, um ihn nicht den Blicken all seiner Feinde preiszugeben. Mit wütendem Grollen begann er auf sie zuzulaufen, um sie mit einem Kopfstoß zerbersten zu lassen. Von seiner sinnlosen Verfolgungsjagd erschöpft, sank er in die Knie. Schluchzend begann er in der Erde zu wühlen, um einen Graben auszuheben, in dem er sich vor der Welt verstecken wollte. Die Erinnerung an die tote Katze ließ ihn einen Moment mit offenem Mund innehalten. Er würde ebenfalls sterben, sich langsam aufblähen und zusammenfallen, bis er nur noch ein unkenntlicher Balg war, sich in nichts weiter als körperlose Lichter auflösen. Es schmerzte ihn, zu wissen, daß niemand um ihn weinen würde. Er zerkratzte sich die Brust, wie um sich zu vergewissern, daß er lebte, und plötzlich überkam ihn das verzweifelte Gefühl, etwas verloren zu haben. Da war jemand, nach dem er suchte, der vielleicht auf der Suche nach ihm war. Er wollte noch nicht sterben, denn da fehlte etwas. Dieser Schmerz, diese Angst waren nichts als Sehnsucht. Aber wo?

Und wer? Und er glaubte zu wissen, daß er sterben würde, ohne es gefunden zu haben. Er schrie, bis er das Bewußtsein verlor. Es war ein furchtbarer Schrei, der die Morgendämmerung zerriß wie ein Blitz, der die schwarzen Totíes aufscheuchte, der den Sijú dazu brachte, die Banane liegenzulassen, an der er sich gütlich tat, der den Himmel mit einem aufflatternden Schwarm smaragdfarbener, laut zeternder Papageien zerteilte. Ein Schrei, der wie das Echo eines Hurrikans Hütten und Katen hinwegfegte, die Großmütter fielen auf die Knie, die Töchter bekreuzigten sich, und die Männer sahen mißtrauisch zum Horizont, als sei dieser Schrei ein Vorbote schlechter Nachrichten. Nur Fermina vernahm das Geheul mit freudiger Überraschung.

«Ah, noch ein Unglücklicher. Endlich ein Freund.»